

Rezensionen

Leitlinien der französischen Europapolitik – ein Überblick

Gisela Müller-Brandeck-Bocquet: Frankreichs Europapolitik, VS-Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2004, 295 S., 29,90 Euro

Der Titel des vorliegenden Buches ist einfach und klar, sein Inhalt auch: Geboten wird eine „konzentrierte Analyse von über fünfzig Jahren französischer Europapolitik“ (S. 11). Die gut geschriebene, fein gegliederte Untersuchung besteht aus drei Teilen: Frankreich auf dem Weg nach Europa, die französische Europapolitik unter François Mitterrand 1981–1995 und die Europapolitik unter Jacques Chirac 1995–2004. Die Gewichtung der einzelnen Teile angesichts des Titels, der Allumfassendes suggeriert, erscheint dabei zumindest fragwürdig. Die IV. Republik wird auf zehn Seiten abgehandelt, der Zeitraum von 1958 bis 1981 auf 17. Der Schwerpunkt des Buches liegt auf der Präsidentschaft Mitterrands, und, mehr noch, auf jener Jacques Chiracs seit 1995.

Gelingen ist die Kontextualisierung der französischen Europapolitik in den jeweiligen Handlungsspielraum der Akteure, wie er ihnen nicht nur von der Verfassung, sondern auch nach jeder Wahl entsprechend der Mehrheitsverhältnisse vorgegeben ist. Vor allem in Phasen der *Cohabitation* (1986–88, 1993–95 und 1997–2002) hatte dies eine besondere Auswirkung, denn in den relevanten Feldern der Außen-, Sicherheits- und Europapolitik ist die Machtverteilung zwischen Staatspräsident und Premierminister in der Verfassung gerade nicht geregelt. Die „*domaine réservé*“ des Staatspräsidenten erschien als konzeptioneller Notbehelf, um seine Vorrechte auf diesem Feld zu rechtfertigen. Der Begriff wurde im Übrigen von

Jacques Chaban-Delmas auf dem Parteitag der Union pour la Nouvelle République (UNR) im November 1959 – also mitten im Algerienkrieg – geprägt, und nicht vom Verfassungsrechtler Georges Vedel (S. 22).

Über weite Strecken liest sich das Buch wie eine Geschichte der Abstimmungsprozesse zwischen Frankreich und Deutschland zur Fortentwicklung der EG beziehungsweise EU. Die Kapitel über Frankreich und die deutsche Wiedervereinigung sowie die daran anschließenden Weichenstellungen zur Schaffung der Wirtschafts- und Währungsunion lassen deutlich werden, wie sehr der deutsche Nachbar ein bestimmender Faktor französischer Außenpolitik gewesen ist. Ob „die deutsche Teilung die Grundlage der gesamten französischen Nachkriegsaußenpolitik war“ (S. 87), ist dabei eine diskutierenswerte These. Die Autorin arbeitet im weiteren Verlauf heraus, wie der Widerspruch zwischen dem häufig geforderten starken Europa und der fehlenden Bereitschaft, zur Schaffung der hierfür notwendigen Institutionen beizutragen, immer wieder offensichtlich wurde. Der im Kern auf Souveränitätsschonung bedachte französische Europadiskurs stellt somit eine Konstante französischer Europapolitik dar. Diese Konstante ist jedoch spätestens mit der EU-Osterweiterung und der Neugewichtung der Stimmen im Ministerrat im Zuge der Ausarbeitung des Europäischen Verfassungsvertrages in den Jahren 2002/03 brüchig geworden. Die Aufgabe der (höchst symbolischen) Stimmenparität mit Deutschland – einer der Hauptstreitpunkte auf dem Gipfel von Nizza im Dezember 2000 – zugunsten einer Verdoppelung des deutschen Gewichts und eines handlungsfähigen Europas gehört zu den beeindruckenden Wandlungen französischer Europapolitik, die es noch tiefer zu erforschen gilt.

Leider fehlt am Ende der einzelnen Teile eine Bündelung der Ergebnisse beziehungsweise eine Bilanz. Dort, wo vom Beschreibenden zum Wertenden übergegangen wird, rekurriert die Autorin häufig auf Arbeiten französischer Kollegen zur französischen Außenpolitik (zum Beispiel von Marie-Christine Kessler oder Philippe Moreau-Defarges). Auch ein Hinweis auf die ideellen Grundlagen französischer Europapolitik wäre wünschenswert gewesen: Die Frage, wie bestimmte Europa-Ideen ein gesamtes Politikfeld beein-

flussen und die Handlungen der politischen Akteure gewissermaßen vorstrukturieren, hätte zumindest aufgeworfen werden müssen.

Wenn all dies gesagt ist, so schließt das Buch dennoch eine Lücke auf dem vielfältigen Markt der Frankreichliteratur, da eine deutschsprachige Monographie bislang noch nicht vorlag. Dem Buch ist eine große Leserschaft zu wünschen, denn es ist ideal für all jene, die sich in das Thema einlesen und einen schnellen Überblick verschaffen wollen.

Wolfram Vogel

Integration und Segregation – die Grenzen der Stadtpolitik

Dietmar Loch: Jugendliche maghrebischer Herkunft zwischen Stadtpolitik und Lebenswelt. Eine Fallstudie in der französischen Vorstadt Vaulx-en-Velin. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005, 381 S., 44,90 Euro

Es kommt nicht oft vor, dass die vielfach mühsame und langwierige Recherchearbeit für soziologische Feldforschungen in die Hauptschlagzeile einer führenden europäischen Tageszeitung gerät und somit Gegenstand eines breiten medialen Interesses und einer politischen Debatte wird. Dem deutschen Sozialwissenschaftler Dietmar Loch ist dies – wenn auch sicherlich unbeabsichtigt – mit seiner Fallstudie zu Jugendlichen maghrebischer Herkunft in der französischen Vorstadt Vaulx-en-Velin gelungen. Im Rahmen der Materialsammlung zu seiner Doktorarbeit hatte er im Jahre 1992 Jugendliche in dieser Vorstadt Lyons interviewt, um sie zu ihren sozialen Problemen und Wertvorstellungen zu befragen. Zu Beginn der 1990er Jahre hatte es in einigen Vorstädten von Paris und Lyon schwere soziale

Unruhen gegeben. Die seit Beginn der 1980er Jahre schwelende Krise in einer Reihe von Vorstadtvierteln der großen französischen Metropolen ist spätestens seit diesen Ereignissen in Lyon unter dem stark vereinfachenden Begriff der „crise des banlieues“ zu einem Symbol für die bis heute fortdauernden Verwerfungen und Segregationserscheinungen in der französischen Gesellschaft geworden.

Unter den von Loch befragten Jugendlichen befand sich seinerzeit auch ein junger Algerier namens Khaled Kelkal. Dieser gelangte drei Jahre später zu trauriger Berühmtheit, als er, mittlerweile als einer der verdächtigsten Verantwortlichen für die islamistischen Terroranschläge, die Frankreich im Sommer 1995 erschütterten, steckbrieflich im ganzen Land gesucht, Anfang Oktober 1995 von einem Sonderkommando der französischen Polizei in der Nähe von Lyon erschossen wurde. Wenige Tage später veröffentlichte „Le Monde“ (7.10.1995) den Wortlaut des Interviews, das exemplarisch die Lebensumstände eines Teils der Jugendlichen maghrebischer Herkunft zu Beginn der 1990er Jahre illustriert.

Neben diesem historisch-dokumentarischen Wert dürfte die jetzt in überarbeiteter und aktualisierter Fassung veröffentlichte Dissertation von

Dietmar Loch aber auch in der Folge der jüngsten Unruhen in den französischen Vorstädten im November 2005 eine über den engen Kreis der spezialisierten Sozialwissenschaftler hinausgehende Leserschaft finden. Die brennenden Autos, Schulen, Sporthallen, Kindergärten, ja sogar Kirchen und muslimischen Gebetsräume in den Vorstädten von Paris, Toulouse und anderen, auch kleineren Provinzstädten haben deutlich gezeigt, dass trotz umfassender öffentlicher und privater Anstrengungen die Probleme dieser Vorstädte keineswegs bewältigt sind. In der Tat haben sich in den letzten 15 Jahren in fast allen betroffenen Städten zahlreiche Stadtteilvereine und Selbsthilfegruppen für von sozialer Marginalisierung bedrohte Jugendliche gegründet. Staat und Gebietskörperschaften haben ihrerseits erhebliche finanzielle Mittel für Wohnungsbau, Stadtteilsanierung, öffentlich subventionierte Beschäftigungsformen und (Nach)qualifizierungsangebote für benachteiligte Jugendliche ausgegeben. Die Möglichkeiten und Grenzen der „politique de la ville“ (Stadtpolitik), wie sie sich seit den 1980er Jahren in Frankreich als Reaktion auf die Krise der Vorstädte zu einem neuartigen, ressortübergreifenden, aber auch von teils sich widersprechenden Interessen und konfligierenden Akteursgruppen geprägten Feld der öffentlichen Politik (policy) entwickelt hat, und grundsätzlich noch die in der Krise der „banlieue“ deutlich werdenden Schwächen des französischen Integrationsmodells sind implizite Leitfragen, die sich durch die gesamte Untersuchung von Dietmar Loch hindurchziehen. Es sind sehr aktuelle Fragen, mit denen sich die französische Öffentlichkeit mehr denn je auseinandersetzen muss, die aber auch zum Vergleich mit ähnlichen Problemlagen in anderen Ländern einladen. Dies zeigt die seit ein paar Jahren in Frankreich sehr kontrovers geführte Debatte über eventuell notwendige Korrekturen des französischen Integrationsmodells, im Sinne einer stärkeren Berücksichtigung von Maßnahmen zur positiven Diskriminierung von (ethnischen) Minoritäten, wie sie in den USA und in Großbritannien praktiziert werden.

Unter diesen Fragestellungen sozialwissenschaftlicher Forschung bietet die Arbeit von Dietmar Loch Einblicke und Erkenntnisse, die in mehrerer

Hinsicht bemerkenswert sind. Zum einen handelt es sich um auf sehr authentische Weise erhobenes Datenmaterial, da der Autor für seine Forschung ein Jahr lang sozusagen im Sinne einer „permanenten teilnehmenden Beobachtung“ in einem sozialen Brennpunktgebiet einer Lyoner Vorstadt gelebt hat. Die Studie hebt sich somit von zahlreichen journalistischen oder von Politikern und bekannten Fernsehphilosophen aus der geographischen und vor allem kulturellen Distanz geäußerten Schnellanalysen ab, wie sie auch wieder im Zuge der Ereignisse von November 2005 in den Medien zu sehen und zu lesen waren, die aber oft nur bestehende Vorurteile bestärken beziehungsweise Ausdruck von Ratlosigkeit sind.

Das Wohnen „vor Ort“ erlaubt dem Autor aber auch, sich selbstkritischer als andere Beobachter mit seiner Rolle als für die interviewten Jugendlichen in mehrfacher Hinsicht Außenstehendem (als „Fremder unter Fremden“, als Repräsentant eines „mittelschichtsprägten Lebensstils und dessen entsprechenden Wertvorstellungen“) auseinanderzusetzen. Hierüber gibt der Teil des Buches, der der Fallstudie in Vaulx-en-Velin gewidmet ist, Aufschluss. Loch analysiert die Segregationserscheinungen, die Lyon bei seiner Transformation von einer alten Industriestadt zur „postfordistischen“, europäisch ausgerichteten Dienstleistungsmetropole erlebt hat, und widmet schließlich zwei ausführliche Kapitel der Analyse der Lebenswelt der befragten Jugendlichen und der in Lyon beziehungsweise den Vorstädten zu Beginn der 1990er Jahre betriebenen Stadtpolitik. Diese Analysen sind umso interessanter, als sie nicht nur die Situation zu Beginn der 1990er Jahre schildern, sondern auch zwischenzeitlich stattgefundenen Entwicklungen, die der Autor bei weiteren Interviewreihen in den Jahren 1996 und 2002 feststellen konnte, mitberücksichtigen. Somit ist die Fallstudie gerade in forschungsmethodischer Hinsicht aufschlussreich, da dem für derartige Fragestellungen offenen Leser Einblicke in den nicht immer einfachen und teils auch von manchen Enttäuschungen begleiteten Zugang des Autors zum Forschungsgegenstand vermittelt werden. Wohl nicht zu Unrecht spricht Loch von seiner in Lyon erlebten „zweiten Sozialisation“, ein Eindruck, der durch die für eine wissenschaft-

liche Abhandlung eher ungewöhnliche Erzählform in der 1. Person, in der die Fallstudie im zweiten Teil des Buchs geschrieben ist, verstärkt wird.

Demgegenüber bietet der voraufgehende erste Teil einen allgemeinen, aber sehr kompakten Überblick über den (französischen und internationalen) Forschungsstand zu den angesprochenen sozialen Phänomenen. „Integration“ und „Konflikt“ sind zentrale Leitthemen, unter denen Befunde aus der Jugendsoziologie, vor allem aber der Migrationssoziologie und der Stadtsoziologie zur „Kohäsion der modernen Stadtgesellschaft“ in Frankreich allgemein referiert werden. Loch zeigt sehr deutlich, wie das französische Modell für die Integration der Einwanderer jegliche Manifestation kultureller und religiöser Differenz der Einwanderer in der Öffentlichkeit strikt ablehnt, weil dies der angestrebten Assimilation an die universellen Werte der Aufklärung zuwiderlaufe. Dies hat konkrete praktische Auswirkungen bis hin auf die Ebene der Stadtpolitik in Vaulx-en-Velin und anderswo, die vom Anspruch der Verantwortlichen her keine Minderheitenpolitik ist beziehungsweise sein darf, sondern Sozialpolitik für benachteiligte Jugendliche mit dem Ziel einer individuellen Gleichstellung, auch wenn sie sich de facto fast ausschließlich an die Jugendlichen der maghrebischen Einwanderung richtet. Der republikanische Diskurs hat aber in den letzten 20 Jahren unter den Globalisierungs- und damit verbundenen Segregationstendenzen der französischen Wirtschaft und Gesellschaft an Kohäsionskraft und Glaubwürdigkeit verloren, so dass die bisherige Tabuisierung ethnischer und kultureller Differenz dazu geführt hat, dass bestehende Kon-

flikte mehr und mehr nur noch „negativ“, das heißt im Sinne von Gewalt, religiöser Radikalisierung und kultureller Abschottung thematisiert werden. Die positive sozialisatorische und kohäsionsstiftende Funktion von Konflikten und vor allem deren institutionalisierte Formen zur Regulierung und Beilegung, wie sie für die Integration der Arbeiterklasse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts konstitutiv waren, kann damit nicht zum Tragen kommen.

Damit dieser Aspekt wirksam werden kann, müssen allerdings die Konfliktparteien sich gegenseitig anerkennen und Möglichkeiten der Interessenartikulation haben, ferner müssen politische und kulturelle Identität getrennt sein. Für letzteres sieht Loch gerade auch in Lyon trotz Islamisierungstendenzen eines (kleinen) Teils der maghrebischen Jugendlichen durchaus Chancen und mahnt die Weiterführung eines pragmatischen und flexiblen Umgangs mit der kulturellen Differenz an, wie er entgegen offizieller Bekundungen für die bisherige Geschichte des Umgangs mit kultureller Differenz auch in Frankreich letztlich Praxis war. Von dieser Anpassungsfähigkeit des französischen Integrationsmodells jenseits ideologischer Grundsatzdebatten über die Unantastbarkeit des Prinzips der Laizität einerseits oder „den“ Islam andererseits hängt, so Loch, die Stärkung der demokratiefreundlichen Kräfte „gegenüber autoritären Stimmen religiöser und rechtspopulistischer Provenienz“ ab und damit auch die Zukunftsfähigkeit der Städte in ihrer Funktion als Raum für ökonomisch-soziale Integration und Solidarität auch der Jugendlichen der maghrebischen Einwanderung.

Werner Zettelmeier

Der Intellektuelle als Sozialfigur

François Beilecke / Katja Marmetschke (Hg.): Der Intellektuelle und der Mandarin. Für Hans Manfred Bock. Intervalle 8, Schriften zur Kulturforschung, Kassel university press, Kassel 2005, 809 S., 34 Euro

Festschriften zu besprechen, kann ein mühseliges Geschäft sein, ist diese Textsorte doch allzu oft eine Veranstaltung, in der Kraut und Rüben aufgetischt werden. Davon kann in dieser thematisch kohärenten, um die Sozialfigur des Intellektuellen gruppierten Schrift keine Rede sein. Herausgegeben von zwei seiner Schüler, versammelt der Band Beiträge von Kollegen und Wegbegleitern von Hans Manfred Bock aus Deutschland und Frankreich. So ist der Band selbst ein Netzwerk, das den intellektuellen Weg des Gefeierten abschreitet. Der Umschlag lenkt den Blick auf zwei heftig Rauchende: auf André Gide, den zentralen Intellektuellen der Zwischenkriegszeit, der so offen für Deutsches war, und auf Bern(h)ard Groethuysen, den deutsch-französischen Mittler, dessen Mystik ein Beitrag gewidmet ist. Damit ist der Fokus gegeben.

Die von den Herausgebern gewählte Dreigliederung – Großdenker, der Intellektuelle und Mandarin in Bezug auf historische Ereignisse (Weltkriege, Nationalsozialismus und Widerstand, 1968) und deutsch-französische Mittler – verbirgt noch mindestens drei weitere Achsen und Akzentsetzungen, die ebenfalls auf den von Hans Manfred Bock bearbeiteten Feldern zu situieren sind. Die Beiträge

- stellen aktuelle Theorien zur Intellektuellenfigur und seinen Netzwerken vor,
- gelangen in die intellektuelle Landschaft der unmittelbaren Gegenwart,
- holen bisher nicht oder kaum durchleuchtete Denker und Mittler aus dem Dunkel.

Die besichtigten Akteure sind Franzosen oder Deutsche mit den Ausnahmen von Benedetto Croce und Jorge Semprun. Die Zeitspanne umfasst mehr als zwei Jahrhunderte – von den Epikureern in Sanssouci bis zu Jugendaustausch und

zu heutigen Lektoren in Frankreich. Es ist ganz unmöglich, den insgesamt 35 Beiträgen und ihren Verfassern an dieser Stelle einzeln gerecht zu werden.

Ein glücklicher Einfall ist es, den Band mit einem posthum veröffentlichten Text des viel zu früh verstorbenen Michel Trebitsch einzuleiten. Bereits hier fällt die hervorstechende Tendenz der Beiträge ins Auge. Sie schleifen Gegensätze ab. So ebnet Trebitsch nicht nur Verschiedenheiten zwischen deutscher, amerikanischer und deutscher Soziologie ein, sondern plädiert auch für eine Synthese von Netzwerkforschung (Zirkel, Korrespondenzen, Zeitschriften ...), Milieuansatz („Sociabilité intellectuelle“ nach Maurice Agulhon; Herkunftsmilieu und Generationenzugehörigkeit nach Sirinelli) und feldtheoretischem Ansatz (Zusammenhang von ideologischer Orientierung und Machtpolitik nach Bourdieu). Damit ist die Intellektuellenfigur herabgestimmt: Sie ist weder freischwebende Intelligenz noch Meisterdenker, sondern eine Sozialfigur der westlichen Industrieländer, die die Rolle eines politischen Akteurs einnimmt. Nicht nur Meisterdenker wie Max Weber und Carl Schmitt, auch Alltagskultur und lokale und europäische Öffentlichkeit kommen unter die Lupe. Jüngst verstorbene Großdenker wie Bourdieu und Derrida werden bereits historisiert.

Der Abgesang auf (Groß)intellektuelle wäre allerdings verfrüht – nicht was ihre monumentalen Irrtümer, aber doch, was ihre Rolle bei der Verknüpfung von Wissenslandschaften betrifft. Auch greifen die Beiträger gesellschaftskritische Impulse der vorgestellten Denker – hier etwa der in Deutschland nicht sehr bekannte Nicos Poulantzas oder die für Marktregulation eintretenden französischen Wirtschaftstheoretiker – durchaus positiv auf.

Die vorgestellten „Zeitdenker“ sind sehr bunt gemischt: die 68er, Botho Strauss, Renate Mayntz und Fritz Zapf (Steuerungsidee), Anne Heurgon-Desjardins, Lévi-Bruhl, Arnold Zweig, Reifenberg, Groethuysen, Croce, Semprun. Einige Ergebnisse seien herausgehoben: Mit Benno Reifenberg von der „Frankfurter Zeitung“ gelangt ein aufregender politischer Intellektueller in den Blick. Die Forscher kommen in der zweiten Nachkriegszeit an, symbolträchtig tritt an die Stelle von

Paul Desjardins seine Tochter Anne Heurgon-Desjardins, die Dekaden verlagern sich von Pontigny nach Cerisy. Eine selbstkritische Dynamik auch der Beiträger ist spürbar, etwa wenn dem Spiel mit der Gewalt in der 68er Bewegung nachgespürt wird.

Unter den Mittlern und Mittlerinstitutionen finden sich Altbekannte wie Romain Rolland und Hermann Hesse, Heinrich und Klaus Mann, Bertaux, Vermeil und Rovin, weniger Bekannte wie Lamettrie, Jean-Richard Bloch oder Raymond Schmittlein, auch der eher überraschend als Mittler eingeführte Theodor Heuss. Erstmals systematisch erfasst dürfte der rheinisch-katholische Historiker Eugen Ewig sein. Mit dem Porträt von Gilbert Ziebura, von Mittlergruppen wie Jugendlichen und Lektoren kommen die Autoren in die Gegenwart und gewissermaßen zu sich selbst.

Die Beiträge demonstrieren die von Bock so genannte postnationale Konstellation im grenzüberschreitenden Kulturaustausch seit den 1980er Jahren, in der staatliche Akteure, Stereotyp-Forschung und Einfluss-Philologie abgelöst sind durch die Aufmerksamkeit für transnationale Öffentlichkeit. Bocks akteurszentrierte Studien über Mittler (Distelbarth, Viénot, Bertaux ...) verbinden die prosopographische Anlage mit Sozialisationsinstanzen. Der vorliegende Band spiegelt indirekt das politisch-kulturelle Itinerarium von Bock selbst und auch die Netzwerke, an denen er an entscheidender Stelle mitgewirkt hat: Das Interesse für eine nonkonformistische linke Öffentlichkeit, das er aus dem Kreis um Wolfgang Abendroth mitbringt, konkretisiert sich in der

Tätigkeit für nicht-nationale Transaktionsprozesse, in Asnières mit Pierre Bertaux, in Metz mit seinen Zeitschriftenanalysen ...

In diesem Netzwerk ist der Gegensatz zwischen deutschen Gelehrten und westlichen Intellektuellen verabschiedet. Die Festschrift mit ihren sehr verschiedenen Autoren verdankt sich einer Langzeitwirkung. Sie ist nämlich auch ein schönes Beispiel dafür, dass Humanwissenschaftler und Intellektuelle, aus sehr verschiedenen nationalen Traditionen und ideologischen Lagern kommend, inzwischen miteinander arbeiten können. Indirekt spiegelt die Publikation auch die Entwicklung des intellektuellenmilieus der Bundesrepublik. Sie dokumentiert insbesondere die Anstöße der „Dritten Linken“, aber auch die Auflösung ihrer Verengungen nicht zuletzt im deutsch-französischen Dialog. Noch im Gestus der Schüler ist die Treue zu gesellschaftskritischen Positionen weitergegeben. Sie schlägt sich im Einsatz für deutsch-französische Verschränkungen nieder.

Dass in diesem Band charakteristische diskursive Bewegungen im deutsch-französischen Spannungsfeld – Rechts-links-Gemengelagen, Entsprichungen, Verzweigungen und Verknüpfungen der intellektuellen Felder – unterbelichtet sind, mag ein Desideratum sein. Intellektuelle Biographien, die stärker Denksysteme vorstellen, können hier Fehlendes ergänzen. Die Publikation kommt aufs Schönste dem soziologischen und politologischen Interesse entgegen.

Herzliche Glückwünsche – dem Geburtstagskind, den Herausgebern und den Beiträgern zu der Festschrift!

Thomas Keller

15 „lieux de mémoire“ auf Deutsch

Pierre Nora (Hg.): Erinnerungsorte Frankreichs. Verlag C. H. Beck, München 2005, 667 S., 38 Abb., 39,90 Euro

Das ganze Frankreich soll es sein: Mit diesem Anspruch traten seit dem 19. Jahrhundert immer wieder Historiker an, die integrale Geschichte eines Landes darzustellen, das sowohl durch die Vielzahl politischer Umbrüche als auch dank seiner nationalen Kontinuität fasziniert. Der erste große Wurf stammte von Jules Michelet (1798–1874), der in seiner 17-bändigen „Histoire de France“ Frankreich als „eine Seele und eine Person“ beschrieb. Auf den Romantiker folgte der Positivist: Ernest Lavisse (1842–1922) unterzog in seiner 27-bändigen „Histoire de France“ alle nationalen Traditionen einer wissenschaftlich-kritischen Überprüfung, die in einem patriotischen Hymnus auf die Republik gipfelte: „In drei Jahren hat die Republik mehr für Frankreich getan als François I., Henri IV., Louis XIII. und Louis XIV.“ Mit solchen Werturteilen räumte die von Marc Bloch und Lucien Febvre gegründete Annales-Schule auf, die mit den interdisziplinären Langzeitstudien Fernand Braudels (1902–1985) Weltruhm erlangte. Geschichte wurde nicht mehr im Stakkato der Ereignisse und entlang der Galerien von großen Persönlichkeiten erzählt, sondern entfaltete sich im langen ruhigen Fluss geographischer, sozialer und mentaler Entwicklungen. „Dass die Menschheit bis zum Hals im Alltäglichen steckt“, erfuhr man in Braudels dreibändiger Geschichte Frankreichs, die 1986 posthum erschien.

Zwei Jahre zuvor war bereits der erste Band einer wiederum innovativen Darstellung der Vergangenheit Frankreichs unter dem Titel „Les lieux de mémoire“ erschienen. Der Name war Programm. Hatten Generationen von Historikern die Geschichte Frankreichs bislang immer als quasi organische Einheit erfasst, so fokussierte das von Pierre Nora herausgegebene siebenbändige Werk die Aufmerksamkeit auf die „Kristallisationspunkte unserer kollektiven Erbschaft“. Diese umfassten Orte, Symbole, Persönlichkeiten, Traditio-

nen, Besonderheiten und Charakteristika, von denen das „nationale Gedächtnis“ lebt. Das, was Frankreich zu Frankreich gemacht hatte und worin sich die Franzosen trotz Globalisierung und multikultureller Gesellschaft bis heute wiedererkennen, nahmen „Les lieux de mémoire“ in den Blick. Wenn Nora einerseits die chronologische Darstellung verabschiedete, so knüpfte er andererseits an die ursprüngliche französische Tradition identitätsstiftender Geschichtsschreibung an. So ausladend die Bandbreite der „lieux de mémoire“ vom Panthéon bis zur Gastronomie, von Lascaux bis Verdun auch sein mag, ihr roter Faden ist dennoch die Singularität Frankreichs als Prototyp einer Staatsnation.

Obwohl das neue Standardwerk dem alten Topos von der „exception française“ starke wissenschaftliche Argumente lieferte, machte es international Schule. Besonders groß war das Echo in Deutschland. Nicht nur wurden den „lieux de mémoire“ zahlreiche Besprechungen zuteil (siehe auch DOKUMENTE 3/1993); mit dem dreibändigen Werk „Deutsche Erinnerungsorte“ (Verlag C.H. Beck) übertrugen Etienne François und Hagen Schulze 2001 Noras punktuell Mosaikmodell auf die Geschichte eines Landes, dessen nationale Entwicklung weitaus schleppender verlaufen war. Nun hat sich der nämliche Verlag auf das Original besonnen und eine kleine Auswahl der „lieux de mémoire“ auf Deutsch veröffentlicht. Für die hiesige Leserschaft qualifiziert haben sich folgende „Erinnerungsorte Frankreichs“: Die revolutionäre Triade „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, die, so Mona Ozouf, als „Emblem des Unmöglichen“ noch immer „schöpferische Energie“ freizusetzen vermag. Mit der Marseillaise stimmt Michel Vovelle die erste moderne Nationalhymne an, während Henri Loyrette das Symbol Frankreichs, den Eiffelturm, besteigt. Vichy, „die Anti-Republik“ wird von Philippe Burrin als Ausnahmeregime in der französischen Geschichte analysiert. Jean Carbonnier liest im Code Civil, Alain Corbin lotet die soziokulturellen Spannungen zwischen Paris und der Provinz aus. Pierre Nora nimmt sich der komplexen Beziehungen zwischen Gaullisten und Kommunisten an. Antoine Prost beschreibt Verdun als Erinnerungsort, an dem der Patriotismus zum über- und un-

menschlichen Opfergang wurde. Während Armand Frémont den französischen Boden unter landwirtschaftlichen Aspekten beackert, erzählt Jacques Revel, wie es beim Hof zu Versailles zugeht. Michel Winock kämpft mit Jeanne d'Arc, François Azouvi zweifelt mit Descartes. Bevor Maurice Agulhon abschließend Paris von Ost nach West durchquert, tritt Georges Vigarello mit der Tour de France in die Pedale. Doch was wäre diese ganze historiographische große Schleife ohne nicht wenigstens eine literarische Etappe? So begleitet Antoine Compagnon Proust „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“.

Die imposante Vielzahl und Vielfalt der ursprünglich 130 „lieux de mémoire“ muss bei lediglich 15 Erinnerungsorten zwangsläufig auf der Strecke bleiben. Kommt hinzu, dass bis zu 20 Jahre alte Aufsätze nicht mehr dem neuesten Forschungsstand entsprechen. Das Verhältnis zwi-

schen Paris und der Provinz hat sich verschoben. Die Tour de France kämpfte in jüngster Zeit nicht nur am Mont Ventoux, sondern auch mit dem Dopingverdacht. Das Erlernen der Marseillaise in der Schule ist wieder Pflicht worden. Eine gewisse Idee von Aktualisierung hätte diesem Frankreichbuch gut angestanden. Statt der alten Einführung von Pierre Nora hätte man gerne gewusst, wie der Spiritus Rector der international so populär gewordenen „lieux de mémoire“ heute über sein Modell denkt, das er ehemals mit dem durchaus selbstkritischen Verweis auf die „Tyrannei des Gedächtnisses“ ausklingen ließ. Nichtsdestotrotz liest man auch diese ausgewählten „Erinnerungsorte Frankreichs“ mit Gewinn und Vergnügen, hält man doch auf 660 Seiten ein erlesenes Stück französischen Selbstverständnisses in Händen.

Medard Ritzenhofen

Eine Stadt mit dem Fluch des Unvollendeten

Daniel Vernet: Le Roman de Berlin. Editions du Rocher, erschienen in der Reihe: Le roman des lieux magiques, herausgegeben von Vladimir Fedorovski, Monaco 2005, 168 S., 19,90 Euro

„Die Berliner Republik“, so schließt Vernet seinen Roman, „hat von der Bonner den Imperativ der Bescheidenheit geerbt, die Verweigerung jeder Abenteuer, Geschichtsbewusstsein, Geschichtsverantwortung. Die Schwere des Vergangenen, wie sie einem in Berlin an jeder Straßenecke begegnet, könnte die Stadt dabei ernsthaft, düster, traurig erscheinen lassen. Die Unbekümmertheit andererseits sie den Sinn für die Geschichte verlieren lassen. [...] Berlin liebt die Bewegung, den Wechsel – um eine Vergangenheit zu vergessen,

die zu schwer zu tragen ist. Und dennoch versteht sich die Stadt nicht ohne die Geschichte. Ohne ein Buch in der Hand kann man sie kaum durchqueren – um hinter ihrer nur scheinbaren Oberflächlichkeit das Geheimnis ihrer Faszination zu entschlüsseln“. So schließt der renommierte französische Publizist und Essayist Daniel Vernet seinen Roman zur Hauptstadt des vereinigten Deutschland.

Herausgegeben von Vladimir Fjodorovski in der Reihe „Der Roman der magischen Orte“ nähert sich der Autor der Stadt über ausgewählte Persönlichkeiten an: Waldemar, Sophie-Charlotte, Friedrich der Große, Wilhelm der II., Rosa Luxemburg, Walter Rathenau, Marlene Dietrich, Albert Speer, Ernst Reuter und Willy Brandt. Diese Personen, deren Porträts er originell nachzeichnet und sich dabei immer wieder auf die „Deutsche Geschichte“ des Freundes Joseph Rovany stützt, sind dabei Anlass zugleich. Fried-

rich-Wilhelm ist Anlass, das Potsdamer Edikt und die Geschichte der Hugenotten in Berlin, ihren Beitrag nachzuzeichnen (S. 20): Über 40 neue Handwerke brachten sie mit, und nur kurz betrachteten die Berliner die Neuankömmlinge misstrauisch, die die Sprache des Hofes sprachen, und dennoch von einfachem Stande waren. Schnell waren sie integriert. Rosa Luxemburg ist Anlass, die radikalen Verhältnisse und Aufstände nach dem Ersten Weltkrieg zu thematisieren, die verfassungsgebende Versammlung wählte sich Weimar, ruhig und fern (S. 70). Marlene Dietrich schließlich symbolisiert das Verrückte der „Goldenen 20er Jahre“ (S. 97), die für das heutige Berlin, so Vernet, der Bezugspunkt geblieben sind – und eben nicht Rom oder Paris (S. 163).

„Berlin bringt beispiellose Persönlichkeiten hervor“ stellt der Autor fest, und nennt nicht nur die Nobelpreisträger Einstein, Bosch und Heisenberg, sondern auch die Künstler Brecht, Reinhard, Piscator, Hauptmann, Weil, Kandinsky, Kokoschka, Gropius und viele andere (S. 97). Auch Schönberg, Webern und Wittgenstein seien erst in Berlin zu dem geworden, was sie später waren. Berlin, Stadt der Superlative: Die erste Fernsehsendung der Welt (S. 98), das größte Unternehmen der Welt zu seiner Zeit – die Berliner Verkehrsgesellschaft 1922. Ernst Reuters Kampf um Berlin, das „Völker der Welt, schaut auf diese Stadt“, wird eindringlich hervorgehoben.

Berlin, so Vernet, Symbol des Kalten Krieges ebenso wie seines Endes, hat seinen Platz in der Geschichte wiedergefunden. Wenn Paris – der Autor zitiert Walter Benjamin –, die Hauptstadt des 19. Jahrhunderts war, so ist Berlin das Epizentrum der Geschichte im 20. Jahrhundert. Metamorphosen und Brüche, Diskontinuitäten wie sie extremer keiner Stadt widerfahren können, sind Synonym für Berlin. Berlin, Thermometer der Entspannungspolitik, Berlin, unheimliche Hauptstadt (ein *Spiegel*-Titel von 1966), Berlin, stets verspätete Metropole – unzählig sind die Versuche, das Besondere in Worte zu fassen. Daniel Vernet hat einen neuen Versuch unternommen, der ihm gelungen ist. Bei Stendhal – „welche Idee, auf Sand eine Stadt zu bauen“ –

macht er ebenso Anleihen, wie bei Heine und Canetti. Er umkreist die Stadt über historische Zeugnisse, die sich immer wieder widersprechen: Genau diese Widersprüchlichkeit ist es ja, die Berlin so anziehend, so geheimnisvoll macht, und das so lange schon. Vernet und seine Stadt sind Komplizen, denn nicht zuletzt teilen sie die Erfahrung von Diskontinuität, von Metamorphose und Bruch.

Daniel Vernet, 1945 in Chamalières geboren und 1965 Studienabsolvent des berühmten Institut d'Études Politiques, leitet seit 1991 die Auslandsabteilung von „Le Monde“. Ein Buch zu Berlin zu schreiben war dem Autor ein besonderes Anliegen, denn alle Fragen Europas im 20. Jahrhundert kristallisieren sich, wie er einleitend schreibt, gerade hier. Sein Roman malt Bilder von Berlin, über jene, die es bewohnt, zu dem gemacht haben, was es ist. Im Guten, wie im Schlechten. „Le roman de Berlin“ ist eine Erzählung, die die Geschichte des Ortes mit der Vereinigung der zwei Städte Berlin und Cölln im Jahre 1237 beginnen lässt und bis zum heutigen Tag, der erneuten Vereinigung einer „am Anfang doppelten Stadt“ (S. 7), weiterverfolgt. Ende offen, im Fluss. Der Leser denkt weiter, betrachtet die Entrüstung der West- und Ostberliner anlässlich der Einweihung des Lehrter Bahnhofes, des Endes für den Ostbahnhof, für den Bahnhof Zoo: Vergehen denn nicht eigentlich die beiden Teile der Stadt, West- und Ostberlin, und tritt nicht etwas völlig Neues an ihre Stelle? Was geschieht als Nächstes? Denn sicher ist ja, dass die Geschichte in Berlin im Fluss ist, und dass sie tagtäglich fortgeschrieben wird. Das ist es sicherlich, was den Unterschied zu so gefügten, klassischen, und im eigentlichen Sinne schönen Städten ausmacht wie Rom und Paris: Berlin bleibt eine werdende Stadt – und damit mit dem Fluch des Unvollendeten belastet.

Vernets für ein deutsches und französisches Publikum sehr empfehlenswerter Roman bereichert durch Nuancen, Erklärungen und Eindrücke, die sich auf die deutsche Hauptstadt beziehen, doch letztlich immer wieder gekonnt – mit dem Blick eines großen Europäers quer durch die deutsche Geschichte – auf Deutschland als Ganzes.

Susanne Nies

Geschichten der Geschichte

Stéphanie Krapoth: France–Allemagne. Du duel au duo. Editions Privat, Toulouse 2005, 232 S., 19 Euro

Schon auf der Titelseite wird deutlich, dass die Autorin des vorliegenden Bandes, eine gebürtige Deutsche, die an der Universität Besançon unterrichtet, die bekannten Entwicklungen der deutsch-französischen Beziehungen der letzten Jahrzehnte zusammenfassen will, eben vom Duell der angeblichen Erzfeinde bis hin zum Duo der befreundeten Partner.

Bekannt? Nicht unbedingt. Denn schon bei der Verfassung ihrer Doktorarbeit zu diesem Thema, ebenfalls in Besançon, war Stéphanie Krapoth bemüht, jene Bilder zu finden, die das bilaterale Verhältnis beider Völker „von Napoleon bis heute“ geprägt und beeinflusst haben. Und diese Bilder suchte sie nicht in den politischen Reden und Pressekommentaren, sondern in den jeweiligen Schulbüchern und satirischen Zeitschriften. Die Autorin analysiert, wie Geschichte gelehrt und wie sie jungen Bürgern subjektiv beigebracht wurde, – nicht um hartnäckige Vorurteile und Stereotypen zu entschuldigen oder zu verharmlosen, sondern um die deutliche Manipulation der Volksmeinung zu erklären. Geschichtsbücher werden zu propagandistischen Publikationen, Geschichten sollen die Geschichte erläutern. Klar, dass sich die Sprache der Lehrer, vor allem nach dem Krieg, stark verändert hat. Seit 1945 werden Ausdrücke benutzt, die früher nicht zum alltäglichen Wortschatz gehörten: Verständigung, Freundschaft und Versöhnung werden seit sechs Jahrzehnten gepriesen, ganz im Sinne des politischen Willens nach Jahren blutiger Auseinandersetzungen. In den deutschen Schulbüchern für 14- und 15-Jährige zum Beispiel stellt Stéphanie Krapoth eine Vielseitigkeit der behandelten Themen fest, die viel größer ist als vor dem Krieg, aber auch eine deutliche Gemeinsamkeit im Ton, vor allem, wenn es um die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland geht. Die Freundschaft wird ausschließlich, fast bedingungslos gelobt. Einige Ausnahmen werden in den französischen Geschichtsbüchern nach 1991, also nach

dem Fall der Berliner Mauer registriert. Die Wiedervereinigung, so können französische Schüler hier und da lesen, schüre bei manchen Franzosen die Angst vor einem großen Rivalen an den Grenzen Frankreichs. Diese Befürchtungen bleiben allerdings, so die Autorin, eine Ausnahme, die vom Europa-Gedanken relativiert wird.

Im föderalistischen Deutschland bleibt das Interesse für Frankreich im Schulunterricht von Bundesland zu Bundesland unterschiedlich. Nur die Bücher für die Abiturklassen in Baden-Württemberg bieten heutzutage sechs Seiten über die deutsch-französischen Beziehungen an. In anderen Regionen der Bundesrepublik ist die historische Versöhnung kein Thema mehr, wenngleich die gegenseitige Sympathie für den jeweiligen Nachbarn außer Frage bleibt und keinen Anlass für Auseinandersetzungen bietet.

Genau wie Schulbücher sind auch die satirischen Zeitschriften wie „Le Canard enchaîné“ in Frankreich und „Der Simplicissimus“ in Deutschland eindeutige Indikatoren für die Stimmungslage der Bevölkerungen, besonders in Krisen- und Kriegszeiten, aber auch unter dem Zwang einer politischen Zensur nach 1933 in Deutschland und nach August 1939 in Frankreich. Stéphanie Krapoth nimmt etliche Karikaturen unter die Lupe, um das Bild des Nachbarn durch die Bilder der Satire zu beleuchten. „Der Feind“ ist noch vor dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870–71 der Hauptbegriff in den Darstellungen. Dennoch versucht „Le Canard“ in den 1930er Jahren seine pazifistischen Ansichten zu bekräftigen und weigert sich, den drohenden Militarismus im nationalsozialistischen Deutschland zu dramatisieren. Manche Glossen und Zeichnungen spiegeln das Wunschdenken vieler Franzosen wider. Nach dem Erscheinungsverbot von 1940 bis 1944 wird zwar die verbotene Widerstandspresse diese Bilder schärfen, aber eindeutig zwischen Hitler und der „guten“ Kulturnation differenzieren. Auch „Der Simplicissimus“ wird zunächst die französische Unnachgiebigkeit kritisieren und dadurch die Berliner Außenpolitik in Schutz nehmen. Frankreich wird verteufelt und seine allegorischen Darstellungen zum Instrument der offiziellen Propaganda gegen den Erzfeind.

Umso gewaltiger erscheint die Entwicklung in beiden Zeitschriften nach dem Zweiten Weltkrieg: In „Le Canard“ werden die französischen Kämpfe der vergangenen Jahrhunderte zu lächerlichen Episoden, er berichtet über die (leicht eingedeutschte) „coopération“ (!) mit der Bundesrepublik, bejubelt das Versöhnungswerk von 1963, bezweifelt allerdings, dass Adenauer dabei die Unterstützung der deutschen Politik besitzt. „Der Simplicissimus“ seinerseits rätselt über die wahren

Absichten de Gaulles und ignoriert bis 1965 die Realität der deutsch-französischen Freundschaft.

All diese Vergleiche verdeutlichen den Umfang der Veränderungen in der Darstellung des jeweiligen Nachbarn bis heute. Dass nicht alle Klischees verschwunden sind, zeigt nach Ansicht Stéphanie Krapoths, dass Deutsche und Franzosen zwar gemeinsame Orte der Erinnerung, aber unterschiedliche Erinnerungen an diesen Orten haben.

Gérard Foussier